

Dieser Roman fühlt sich für mich an wie ein stiller, salziger Sommerwind, der durch ein Haus weht, in dem zwei Menschen auf ganz unterschiedliche Weise verloren gegangen sind. Linda kommt in dieses verfallene Sommerhaus wie jemand, der sich selbst nicht mehr ganz spürt. Erschöpft von der Trennung, verunsichert von der Leere, die entsteht, wenn Kinder plötzlich fehlen und man nur noch sich selbst aushalten muss. In dieser Stille liegt etwas Schmerzhaftes, aber auch etwas Befreiendes, ein Raum, in dem man nicht funktionieren muss. Martha dagegen ist ein verletzter Funke. Vierzehn, trotzig, klug, und viel zu früh mit Dingen konfrontiert, die eigentlich Erwachsene überfordern. Ihr Baumhaus ist weniger ein Rückzugsort als eine Festung, gebaut aus Angst und Wut. Dass sie Linda loswerden will, ist fast rührend ein Versuch, Kontrolle zurückzugewinnen, wo das Leben ihr so viel genommen hat. Was mich berührt, ist, wie vorsichtig diese beiden Figuren umeinanderkreisen. Wie aus Abwehr ein zaghaftes Vertrauen wird. Wie Linda begreift, dass Martha nicht schwierig ist, sondern verletzt. Und wie Martha erkennt, dass Erwachsene nicht unverwundbar sind, sondern manchmal genauso verloren wie sie selbst. Der Roman zeigt, dass Liebe nicht einfach verschwindet, wenn sie geht. Sie verändert nur ihre Form. Manchmal wird sie zu Schmerz, manchmal zu Sehnsucht, manchmal zu einer neuen, unerwarteten Verbindung. Und manchmal, wie hier, zu einem leisen Mut, wieder anzufangen.

Louise Pelt, Die Möglichkeit von Liebe, Bastei Lübbe, 31.08.2026, 432 Seiten, Fr. 33.90